

Die Zeit im Wartezimmer stellt oft das ästhetische Empfinden auf die Probe. Viele Bereiche müssten mal aufgemöbelt werden. Die Pandemie könnte dazu den Anstoß geben.

Von Martina Sulner

Gut gelaunt betritt man diesen Bereich meist nicht. Wer krank oder für eine Routineuntersuchung beim Arzt ist, wird meist nach der Anmeldeprozedur am Empfangstresen ins Wartezimmer geschickt. Dessen Anblick ist selten dazu angetan, die Stimmung zu heben: eine undefinierbare Wandfarbe, abgenutzte Sitzmöbel, und die Kinderecke mit Minitisch und -stühlen hat auch schon mal bessere Zeiten gesehen.

Empfinden manche Patienten den Arztbesuch als die Hölle, ist die Zeit im Wartebereich eine Art Vorhölle. Laut der „Ärztzeitung“ verbringt jeder dritte Kassenpatient dort mehr als eine halbe Stunde vor dem Gespräch mit dem Arzt; jeder elfte wartet sogar zwischen 45 und 60 Minuten auf die Behandlung. Da kommt bei durchschnittlich zehn Arztbesuchen, die jeder Deutsche pro Jahr macht, einiges zusammen – Zeit, die man mit Lesen überbrücken, in der man verstohlen die Mitpatienten mustern oder einen Blick auf die Kunstdrucke an den Wänden werfen kann. Gut, dass die Qualität der Deko nichts über die der Diagnose aussagt.

Wie die Wartezimmer in den rund 100.000 Arztpraxen in Deutschland gestaltet sind, liegt größtenteils im Ermessen der Mediziner. Es existieren bauliche Vorschriften, etwa zur Raumgröße und Barrierefreiheit. Die Kassenärztliche Vereinigung (KV) gibt zudem Empfehlungen, doch die beziehen sich hauptsächlich auf die hygienegerechte Ausstattung. Teppichböden sollten grundsätzlich vermieden werden, heißt es etwa, und zu den Bildern und dekorativen Elementen schreibt die KV Sachsen-Anhalt lakonisch: „Kein Verzicht aus hygienischen Gründen nötig.“

Sicher, ein Wartezimmer beim Hausarzt muss nicht unbedingt Loungecharakter haben, und nicht alle Wartebereiche müssen so stylish aussehen wie jene, die in sozialen Medien präsentiert werden. Aber etwas mehr Aufmerksamkeit dürften Ärzte und Ärztinnen der Gestaltung dieses Bereichs durchaus schenken. „Es wirkt dort oft altbacken, weil Bestand unreflektiert übernommen oder auch nach Jahren nichts an den Zeitgeist ange-



Schöner warten: In einer kardiologischen Praxis (links, Entwurf: Susanne Brandherm) sowie im Maria-Hilf-Krankenhaus Brilon (oben) und in einer Privatpraxis, nach Entwürfen des Büros 100%Interior.

Warte mal besser

„Wer sich im Wartebereich wohlfühlt, ist positiv gestimmt und entspannter, was die anstehende Behandlung und Untersuchung betrifft.“

Sylvia Leydecker, Innenarchitektin



passt wird“, sagt die Kölner Innenarchitektin Sylvia Leydecker, deren Büro 100&Interior zahlreiche Projekte im Gesundheitsbereich umsetzt. Oft fehle es Ärzten und Ärztinnen aber auch an Mut, sie suchten Sicherheit – „durch langweilige und zumeist konservative Standards, denen es an Inspiration fehlt“.

Ihrer Einschätzung nach erhält der Wartebereich oft nicht die Aufmerksamkeit, die er verdient: „Er wird auf bloße Stühle reduziert, es

fehlt ein Sinn für die Ästhetik und auch Funktionalität, die eine Wertschätzung den Patienten und Patientinnen gegenüber formuliert und kommuniziert“, sagt die Innenarchitektin, Autorin des Fachbuchs „Das Patientenzimmer der Zukunft: Innenarchitektur für Heilung und Pflege“. „Die Atmosphäre ist das Wichtigste, sie muss zur Praxis passen, sodass die Wartenden sich dort wohlfühlen“, meint die ehemalige Vizepräsidentin im Bund Deutscher Innenarchitekten (bdia). Sitzgelegenheiten sollten den nötigen Komfort bieten wie Armlehnen für ältere Menschen. Angenehmes Licht, etwa eine Kombination aus Tages- und Kunstlicht, sei zentral – „was gar nicht geht, ist Flutlicht wie im Fußballstadion“. Und: „Wichtig ist auf jeden Fall, dass es sich um ein stimmiges gestalterisches Konzept handelt.“

Dafür, Wartezimmern mehr gestalterische Aufmerksamkeit zu geben, plädiert der Stuttgarter Innenarchitekt Rudolf Schrickler bereits seit 20 Jahren. Für den Design-Dozenten an der Hochschule Coburg

ist maßgeblich: „Ein Wartezimmer sollte nicht wie eine Schuhschachtel wirken, an den Seiten aufgereihete Stühle sollte man unbedingt vermeiden.“ Der Schuhschachtelcharakter spiegelt laut Schrickler eine „herablassende Gestaltungsphilosophie gegenüber den Wartenden“ wider. Er empfiehlt, den Raum in verschiedene Zonen aufzuteilen und Kojen zu schaffen, in denen sich der Patient oder die Patientin wohl- und geschützt fühlt. Denkbar seien kleine Sitz- oder Sofaecken und eine Lichtgestaltung, die einzelne Bereiche des Raums akzentuiert und so voneinander abgrenzt. „Warten erzeugt Stress“, sagt Schrickler – und der lasse sich durch eine gute Atmosphäre mindern.

Stress im Wartezimmer? Manfred Pilgram findet diese Einschätzung übertrieben. In der Gemeinschaftspraxis des Detmolder HNO-Arztes bemühe man sich, „dass der Patient nicht länger als zehn Minuten an einem Ort wartet“, sagt der Mediziner, der an der TH Ostwestfalen-Lippe in Lemgo Wohnmedizin lehrt. Die Disziplin untersucht, wie das Wohnumfeld die seelische und körperliche Gesundheit beeinflusst. Pilgram kann sich jedoch vorstellen, dass die Räume sich durch die Corona-Pandemie verändern werden – etwa durch permanent größere Abstände zwischen Sitzgelegenheiten, gute Konzepte zur Frischluftversorgung und insgesamt möglichst kurze Wartezeiten.

„Corona wird zu einem besseren Wartezeitmanagement führen“, sagt auch Schrickler. Doch er ist davon überzeugt, dass die Pandemie auch das Nachdenken über eine menschenfreundlichere Gestaltung forciert. Die Wartebereiche vieler Praxen seien nicht mehr zeitgemäß, viele seien regelrechte „Unorte“. Zudem sei eine moderne Infrastruktur nötig: Patienten müssten die Möglichkeit haben, ihre Smartphones zu nutzen. Ein atmosphärisch stimmiger Wartebereich könne so „Unsicherheit in Sicherheit verwandeln“.

Davon, meint Schrickler, profitieren letztlich auch Ärzte und Mitarbeiter in den Praxen. Sylvia Leydecker sieht das genauso: „Wer sich bereits im Wartebereich wohlfühlt, ist positiv gestimmt und entspannter, was die anstehende Behandlung und Untersuchung betrifft. Das kommt dem Arbeitsprozess und allen Beteiligten zugute. Denn so beginnt das nötige Healing Environment, ein Umfeld, das sich positiv auf die Gesundheit auswirkt, bereits beim Warten.“

DAS KOMMT



FOTO: A. BREMEC/LAPRESSE/DPA

Blick durch rosarote Brillen

Sonnenbrillen sind seit Langem weit mehr als nur Augenschutz vor UV-Strahlung. Sie sind vielmehr schmückende Accessoires. In diesem Sommer lassen sie gleich die ganze Welt ein Stück attraktiver erscheinen: Rosarote Gläser oder Rahmen dominieren die Kollektionen von Balenciaga bis Ray-Ban. Wem das zu verträumt ist, kann aber auch auf gelbe, blaue oder grüne Tönungen ausweichen. Hauptsache, der Alltag ist nicht grau.



FOTO: RICCARDO GIORDANO/IPA/DPA

Schmuck mit Meerwert

Muscheln am Ohr, Meerestiere auf der Brust, Perlmutter um den Hals – Schmuckdesigner bedienen derzeit unsere Sehnsucht nach Strand und Meer. Bei den Schauen für Frühjahr und Sommer gab es auffällig viele Ohrhinge, Armbänder, Broschen und Ketten zu sehen, die vom Leben in den Tiefen des Ozeans inspiriert sind. So etwa bei Alberta Ferretti und ihren Muschelkreolen (Foto) – oder auch bei den Seesternanhängern von Versace.



FOTO: CHROMORANGE/A. SHALAMOV/DPA

Neue Strohlilienform

Ob Picknick, Fahrradtour oder Badestopp – die perfekte Tasche für perfekte Tagesausflüge ist die Strohtasche. Sie gilt als das ultimative Must-have der Saison – sowohl bei Luxusmarken als auch bei Bekleidungsketten. War sie früher vor allem am Strand im Einsatz, erobert sie als nachhaltiges Naturfasertextil nun zunehmend den Alltag. Auch als Shoppingbag im Supermarkt erfüllt sie durchaus ihren Zweck – und sieht außerdem gut aus.

GESCHMACKSSACHE

Das Stadt-Land-Muss

Von Andrea Abrell und Michael Pohl

Es gibt eine ungeschriebene Regel in der britischen Kleidungsordnung: No brown in town – trage in Städten niemals braun. Ganz traditionell gilt: Schuhe haben schwarz zu sein, Anzüge grau, dunkelblau oder schwarz, und auch bei Krawatten zeigt Mann gern lila oder sogar rosa, niemals aber Erdtöne. Der Grund ist simpel: Braun bedeutet in England soviel wie Landleben – denn an braunen Schuhen sieht man den Dreck nicht sofort. Wer aber mit braunen Schuhen in der Londoner City gesehen wird, dem haftet das Image an, gerade übers Feld gelaufen zu sein. Soweit die Theorie.

In Corona-Zeiten halten nun aber plötzlich auch Erdtöne in den städtischen Alltag Einzug – nicht nur in London, Edinburgh und anderen britischen Großstädten, in denen wegen der Homeofficeoffensive vieler Unternehmen zeitweise kaum noch Geschäftsleute unterwegs waren; auch in Deutschland ist der Landhausstil auf dem Vormarsch. Und auch hier ist er das aus nachvollziehbaren Gründen.

Was machen Sie so an tristen Lockdowntagen? Sie gehen spazieren, vielleicht sogar wandern – und das selbst bei Regen. Weil wir derzeit bei Wind und Wetter ins Freie wollen, decken wir uns mit wetterfesten und ländlich wirkenden Kleidungsstücken ein. Die Corona-Pandemie ist ein Stück weit auch die Rückkehr

von Wachsjacke, Trenchcoat und Kopfbedeckungen jeglicher Art. Genaue gesagt: Unter Modedefans ist der englische Countrylook angesagter denn je. Dabei ist das Aufleben des gesamten sogenannten Brit Chic zwar nicht brandneu, er hat aber in den vergangenen Monaten eine erhebliche Beschleunigung erlebt – nicht zuletzt durch Unterstützung von ganz oben.

Auch Großbritanniens Royal Family zeigt sich in jüngster Zeit wieder vermehrt im Landhausstil – wie früher bereits die Queen, so sind auch Prinz Charles, Herzogin Kate oder Prinz William immer mal in Wachsjacke oder Tweedsakko zu sehen. Tweed stehe stellvertretend für hohe, robuste Qualität und zeitlose Eleganz, erklärt Modeberater Andreas

Rose aus Frankfurt. Beides sei sehr typisch für Mode von der Insel. Auch Leinen, hochwertige Baumwolle oder Leder sind typische Stoffe der englischen Landhausmode.

Der Stil lebt aber auch von den Kontrasten: „Man kann beispielsweise eine Seidenbluse schön mit einem Tweedblazer und einer lässigen Jeans kombinieren“, sagt Typberaterin Valeriya Licht aus Berlin. „Oder einen Lederblazer zur Hose aus Tweed.“

Neu am aktuellen Countrylook ist nicht nur das Einbinden von sonst stilfernen Elementen wie der Jeans, sondern auch anderer Farben als üblich. Modeexperte Rose hat auch Einflüsse aus anderen Modestilen ausgemacht. „So werden jetzt Gummistiefel zu femininen Kleidern getra-



Angesagt bis in höchste Kreise: die Duchess of Cambridge in Wachsjacke und Pulli. FOTO: OWEN HUMPHREYS/DPA

gen – auch in der Stadt.“ Neben den Edelmustertiefeln zählen bei den Schuhen die Chelsea boots zum Look. Lange Zeit war die knöchelhohe Stiefelette ein reiner Männer Schuh, heute jedoch werden Chelsea boots auch von Frauen getragen.

Zur Countrymode gehört übrigens auch ein Kleidungsstück, das bei uns längst nicht mehr als solches gesehen wird, sondern als eines der Standardelemente der städtischen Büroarbeiter: Der Trenchcoat. Der Schneider Thomas Burberry entwickelte den Mantel einst für britische Soldaten im Ersten Weltkrieg, er ist besonders bei Regen robust. Das und seine Alltagsnähe hat ihn in so vielen Situationen hat ihn zu einem weltweit beliebten Kleidungsstück gemacht.